

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 50.

Düsseldorf, 15. Dezember

1914.



Deutsche Sanitätsmannschaft vor ihrem Notlazarett in einer Waldbütte bei Reims.

Graphot. Krasjenski.



Er lebt!

Stizze aus den Tagen des Krieges von W. Frott.

Ich bin seit Wochen in dem Krankenhause zu K als Helferin angestellt, und es gibt für uns viel zu tun. Mein selbstgewählter Beruf erfüllt mich aber mit so unendlicher Freude, denn ich sehe, daß uns die Bewundeten wirklich von Herzen zugetan sind und es gern haben, wenn wir um sie sind. Wir haben 150 Zinassen, und wenn wir auch bestimmten Abteilungen zugeteilt sind, so kommen doch auf jeden einzelnen eine stattliche Anzahl, und wir haben ununterbrochen hin und her zu laufen, weil die Kranken so manchen Wunsch äußern. Wie schön ist es dann aber, wenn wir all diese kleinen Wünsche erfüllen können, wenn uns ein dankbarer Blick trifft.

Vor wenigen Tagen traf ich auf dem Korridor mit einem älteren Ehepaar zusammen, das in tiefer Trauer gelleidet war. Die beiden, anscheinend den besseren Ständen angehörend, liefen die Korridore auf und ab, und machten einen so unruhigen, aufgeregten Eindruck, daß ich, als sie wieder meinen Weg kreuzten, sie ansprach. Die Dame, die ihre Erregung kaum bemeistern konnte, teilte mir mit, daß ihr die Nachricht zugekommen sei, ihr Sohn, der Freiwillige Erich G., sei auf dem Felde der Ehre gefallen, auch in der Verlustliste sei er bereits als vermißt und auch als gefallen verzeichnet. Gestern nun sei ihr der Bescheid geworden, der Sohn, ihr Einziger, liege hier im Krankenhause schwer verwundet.

Ich erinnerte mich, daß der junge Mann auf meiner Station, der so still und traurig seit Tagen lag, bei dem man so wenig Hoffnung auf Genesung hatte, den Namen Erich G. führte und meinte daher, das sei schon richtig, der Genannte liege auf meiner Station. Der Herr und die Dame saßen beide nach meiner Hand.

„Schwester,“ rief die Dame hervor, „hören Sie doch, ich meine den Gefreiten Erich G.“

„Ganz recht,“ nickte ich, „er ist schwer verwundet.“

In der nächsten Sekunde mußte ich aber zugreifen, sonst wäre die Dame zu Boden geschlagen, denn ein schnell vorübergehender

Ohnmachtsanfall schien sie ergriffen zu haben. Nun drängten sie mich, sie wollten den Sohn sehen. Ich wehrte ab, der Anblick der in tiefer Trauer gelleideten Eltern hätte wahrscheinlich meinen Patienten so furchtbar erregt, daß ich den Besuch nicht zulassen durfte.

Es wurde mir unendlich schwer, den Bitten nicht nachzugeben, ich riet daher, heute nachmittag doch in anderer Kleidung wiederkommen, sie könnten dann den Sohn besuchen. Die beiden tammelten an mir vorüber und verließen in größter Eile das Lazarett.

Am zettigen Nachmittage waren sie wieder da, möglichst zeit gelleidet.

Ich traf sie wieder auf dem Korridor. Der Herr konnte fast die riesigen Blumensträuße nicht tragen, und die Dame hatte zwei große Kuchenpakete und mehrere Obsttüten sowie eine Schachtel mit Konfekt in den Armen. Ich lächelte und erklärte, es wäre ganz unmöglich, daß man diese Leckerereien dem Sohne geben dürfe, da er erheblich verwundet sei und der Arzt die Kost vorgeschrieben habe. Ich bat ferner, recht ruhig zu sein, um den Kranken nicht zu beunruhigen. Die alte Dame, die mir vor Erregung fast benommen erschien, saßte anscheinend gar nicht, was ich sagte, sondern drückte ihre Pakete krampfhaft an sich.

Erst als ich sie zum zweiten Male darauf aufmerksam machte, schien sie wie aus dem Schlafe zu erwachen, bedackte mich dann und sagte unter Lachen und Weinen:

„Aber Schwester, das ist ja alles für Sie, weil er lebt. Lebt er wirklich?“

Auch der Herr versuchte mir die Blumen zu überreichen, aber ich war zu beladen, ich konnte nicht alles ergreifen und mußte schnell im Wartezimmer Kuchen, Obst, Konfekt und Blumen abladen. Den schönsten Strauß wählte ich aus:

„Der ist für Ihren Sohn, bitte, folgen Sie mir.“

Ich führte sie zum Lager des Kranken, jeden Augenblick bereit, einzuschreiten, falls sie den Patienten erregen würden. Aber die Leute beherrschten sich so gut, daß ich nicht nötig hatte, irgend etwas dazwischen zu reden.

Als der Besuch dann vorüber war, als ich zum Ausbruch mahnte und die Eltern hinausleitete, da fiel mir auf dem Korridor die Dame in den Arm.

„Er lebt!“ jubelte sie unter Lachen und Weinen. „Er lebt, Schwester, er muß gesund werden.“ Neben mir stand der Vater, hielt das Taschentuch vor das Gesicht und weinte still vor sich hin.

Wir sind jetzt an vieles gewöhnt, aber in jenem Augenblick habe ich doch mit den armen Eltern bitterlich geschluchzt.

Seit jenem Tage schreitet die Besserung meines Patienten mit Riesenschritten vorwärts. Die Sehnsucht nach den Eltern und das Bewußtsein, daß sich von den Seinen niemand um ihn kümmern, hatten ihn seelisch so niedergedrückt, daß das Befinden dadurch beeinträchtigt wurde.

Jetzt blüht er mit auf wie eine Rose, und wir hoffen daß er in wenigen Tagen aller Gefahr entronnen ist.



Das englische Großkampfschiff „Bulwark“ wurde im Hafen von Sheerness durch eine Explosion vernichtet.

Das Schiff wurde 1899 fertiggestellt und gehörte zu der älteren Einienerschiffsgattung der britischen Marine. Es saßte 15 250 t, hatte vier 30,5 cm-Geschütze und zwölf 15 cm-Kanonen und fast 800 Mann Besatzung, von der nur wenige gerettet wurden. Die Ursache des Schiffsuntergangs ist noch nicht völlig aufgeklärt.

Die Gummifutsche.

Kriegsstizze von Otto Eifer.

Die Maschinengewehr-Kompagnie, bei der ich als jüngster Leutnant stand, hielt vor dem von seinen Bewohnern verlassenen Château Mirumont, das uns nach einem langen anstrengenden Marsche zum Quartier angewiesen war. Das Schloß lag in einem schönen Park, dem sich weitläufige Wirtschaftsgebäude und Stallungen anschlossen. Aber keine menschliche Seele ließ sich sehen, nur ein halb verhungertes Hund, den man vergessen hatte von der Kette zu lösen, heulte gar jämmerlich vor seiner Hütte und flüchte wütend den fremden Soldaten entgegen.

„Hier wollen wir es uns wohl sein lassen,“ meinte lachend Hauptmann von Thierstein, der Kompagnieführer. „Die Herrschaften haben ja das Feld ge-



Vater und Sohn mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet: Der 71jährige Vater Koltmann aus Grevenbroich, ein Veteran von 1866, 1870/71 und Kriegsfreiwilliger von 1914, erhielt mit seinem Sohne, der Dizefeldwebel in der gleichen Kompagnie ist, für tapferes Draufgehen beim Sturm auf das Fort Broechem vor Antwerpen durch Egzellenz v. d. Holtz das Eiserne Kreuz überreicht.

Nach einer uns von einem Freund unseres Blattes überlassenen Aufnahme.

und die Stallungen haben sie nicht mit-

Aber daraus machten wir uns nichts. Wir bedienten uns selbst und schonten dabei die Vorräte nicht, die die Besitzer zurückgelassen

nehmen können. Also vorwärts! Die Pferde in die Stallungen, die Leute in die Scheunen und Dienertwohnungen, und wir, meine Herren, in das Schloß. An Essen und Trinken wird es ja auch nicht fehlen.“

Die Fahrzeuge raffelten auf den gepflasterten Hof. Die Fahrer sprangen von ihren Sigen, die Reiter aus den Sätteln, die Pferde wurden angeschirrt in die Stallungen geführt; Hafer, Heu und Stroh fand sich in großer Menge vor; Keller und Küche waren noch gut versorgt — es war wirklich ein herrliches Quartier, wie man es sich nicht besser im Manöver in der Heimat wünschen konnte.

Nur die freundlichen Quartierwirte fehlten.



Französische Angelbomben, die in den Festungswerken von Lille erbeutet wurden.

W. Braemer.

hatten. Daß dabei die verschlossenen Kämme, Schränke und Kisten und Kästen aufgebrochen werden mußten, hatten sich die geflüchteten Einwohner selbst zuzuschreiben. Schlüssel hatten sie ja nicht zurückgelassen. Muthwillige Zerstörungen kamen freilich nicht vor; man nahm nur, was man zur eigenen Nothdurft brauchte. Wir Offiziere hatten es uns in dem Speisesaal bequem gemacht. Der Schlosskeller mußte einige Flaschen seines besten Rotweins hergeben, und in der Küche wurden einige Hühner gebraten, die man auf dem Wirtschaftshofe eingefangen hatte.

„Na, wie steht's mit Ihrem Sattel, Döring?“ fragte mich der Kompagnieführer, indem er behaglich den Rauch einer vortrefflichen Henry-Clay-Zigarre vor sich hinblies, von der man eine ganze Kiste voll in dem Herrenzimmer gefunden hatte.

„Danke,“ entgegnete ich lachend, „habe schon Ersatz für den zerrissenen Sattel gefunden, und zwar einen ganz tadellosen Ersatz!“

„Alle Wetter — so rasch? Woher denn? Das ist ja unglaublich!“

„Im Stall befindet sich eine vollständig ausgerüstete Sattellammer, da habe ich mit den besten englischen Sattel herausgesucht. Er paßt meinem Schimmel, als wäre er für ihn angefertigt.“

„Das muß ich sagen,“ lachte der Hauptmann. „Sie sind ein findiges Kerlchen —“

„Damenjättel waren auch da.“

„Ja, dafür haben wir leider keine Verwendung.“

Der Feldwebel trat ein.

„Na, Strohmeier,“ fragte der Hauptmann, „was gibt's Neues? Befehl vom Regiment?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Die Kompagnie soll morgen früh um 5 Uhr abmarschieren und sich mit dem Regiment an dem Kreuzungspunkt der Straße Charlevoix-Mauberge vereinigen.“

„Schön. — Wie ist die Kompagnie untergebracht?“

„Gut, Herr Hauptmann. Pferde sowohl wie Leute. Aber da sind zwei Leute marode geworden. Sie müssen wohl ins Lazarett.“

„Verdammt! Woher sollen wir jetzt ein Fuhrwerk bekommen, um die Kranken abzuschleppen? Ärgerliche Sache das!“

„Ich wüßte ein Aushilfsmittel,“ wagte ich einzuworfen.

„Nun? Haben Sie in Ihrer Sattellammer auch eine Equipage gefunden?“

„Zarwohl — ein herrliches Kapee — sogar auf Gummüttern.“

„Famos — das nehmen wir mit! Wir haben ja wohl noch einige Reservepferde, Feldwebel?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„Also schön. Packen Sie die maroden Kerls in die Gummüttsche, bis wir sie an die Regimentsbagage abliefern können.“ Und was soll dann aus der Kutsche werden, Herr Hauptmann?“ fragte der Feldwebel Strohmeier mit ersticktem Gesicht.

„Mensch, die nehmen wir mit, — schreiben Sie mit Kreide dran: Krankenwagen der Maschinengewehr-Kompagnie. Die Kutsche kann uns noch öfter zustatten kommen. Vorläufig mag sie als Krankenwagen dienen. Dann soll sie unser Vorratswagen werden. Ihr Wohl, Döring! Wenn ich ein Regiment bekomme, sollen Sie mein Adjutant werden.“

„Dann bin ich schon Major,“ entgegnete ich lachend.

„Na, man immer langsam,“ meinte der Hauptmann und trant mit zu. Der Feldwebel bekam auch ein Glas Rotwein und eine Handvoll Zigarren, dann entfernte er sich, um das Nötige betreffs der Kutsche anzuordnen.

So kam es, daß das elegante Kapee mit den Gummüttern und den weißseidenen Polstern den Fahrzeugen unserer Maschinengewehr-Kompagnie angegliedert wurde und gleichsam misshütig über seine

Entwürdigung hinter dem Munitionswagen, der Feldschmiede, dem Gerätewagen und der Feldküche auf den oft recht ausgefahrenen Wegen hinterdrein schwankte. Die kranken Leute wurden in das Lazarett abgeliefert, und nun wurde das Kapee mit allerhand guten Sachen, die man auf dem Marsche erbeutete, angefüllt. Da wurden warme englische Flauchmäntel, die wir in einem Depot bei St. Quentin fanden, aufgestapelt, ein Dupend Flaschen Rotwein, Zigarren, ein Faß herrlicher Butter aus einer Molkerei bei Charleroi, Konserven und Gläser mit eingemachtem Obst — kurz, alles was unsern Mannschaften nützlich sein konnte.

In der ganzen Division war die „Gummüttsche“ bald bekannt. Die hohen Vorgesetzten sahen wohl hin und wieder mit mißtrauischen Augen auf das seltsame Gefährt in der Kolonne, aber da es als Krankenwagen bezeichnet war, brühten sie ein Auge zu. Von den Offizieren des Regiments aber wurde die Maschinengewehr-Kompagnie um ihre Gummüttsche sehr beneidet, in der so viel schöne und nützliche Sachen untergebracht werden konnten.

Die Offiziere und Mannschaften der Maschinengewehr-Kompagnie waren sehr stolz auf ihre Erwerbung, und die Gummüttsche wurde bald der Liebling aller. Sie überstand auch glücklich alle Gefahren. Unversehrt ging sie aus der heißen zwittertägigen Schlacht von St. Quentin hervor, obgleich sie mehrere Male in das Granat- und Schrapnellfeuer des Feindes geriet, und glücklich überstand sie die Gewaltmärsche nach Süden, die die Division nach Reims und über die Marne nach Montmirail führten.

Freilich, sehr elegant sah sie nicht mehr aus. Der Schmutz der Landstraßen, der Regen des Bivalls hatten ihr schmudes Äußere sehr verändert, und das weißseidene Polster des Innern zeigte manchen bedenklichen Riß, aus denen die Hahhaare hervortraten. Aber die Achse und die Federn waren gut und widerstanden allen Strapazen.

Doch auch die schöne Gummüttsche sollte ihrem Schicksal nicht entgehen. Es war nach einem heftigen Gefecht bei Montmirail, als das Regiment auf der Straße nach Paris frohen Mutes dahinmarschierte. Da gemeldet war, daß sich die Franzosen weiter nach Süden zurückgezogen, so hoffte man in wenigen Tagen vor Paris zu sein. Doch die Flieger, die die Meldung von dem Rückzuge der Franzosen brachten, hatten sich getäuscht, der Feind dachte gar nicht daran, sich zurückzuziehen. Er hatte vielmehr frische Kräfte herangezogen und ging nun seinerseits zum Angriff über. Auf der ganzen Linie von Vitry über Chalons bis Montmirail, bis Reaung tobte der Kampf. Auch unser Regiment mußte



Oberleutnant a. D. von Felschjrim, der einundachtzigjährige Leiter der Jungmannschaft Hferlohn, p. m. i. n. s. e.

gibt ein leuchtendes Beispiel von Opferbereitschaft durch seine Bemühungen um die militärische Ausbildung des aus fünf Kompagnien bestehenden, 750 Köpfe starken Bataillons „Jungmannschaft Hferlohn“. Der unermüdlige, hochbetagte Offizier rückt noch hoch zu Ross vor seiner Truppe aus. Er machte unsere letzten drei Feldzüge mit und hofft sehnlich, noch ein Kommando im jetzigen Krieg zu erhalten.

Front machen, und die Maschinengewehr-Kompagnie nahm am Rande eines Waldes Aufstellung, um durch ihr Feuer den Ansturm des Feindes zu brechen. In einer schluchtartigen Vertiefung hinter der Feuerlinie standen die Fahrzeuge, unter ihnen die Gummüttsche, die bei dem Getöse des Kampfes ein sehr ärgerliches Gesicht machte, denn trotz der gedeckten Stellung schlugen die Granaten zwischen den Fahrzeugen ein und piffen die Schrapnellkugeln den Fahrern um die Ohren.

Plötzlich sahen wir, wie unsere Stellung in der rechten Flanke von einer übermächtigen Infanterie umfaßt wurde und unsere eigene Infanterie zurückging. Es war ein gefährlicher Augenblick! Wir feuerten mit unsern Maschinengewehren, was das Zeug halten wollte, bis sich die Röhre erhitzte und die Kühltessel dampften. Wir dachten nicht daran, zurückzugehen, bis plötzlich ein Adjutant hervorpreschte und unserm Hauptmann den Befehl zum Rückzug brachte.

Der Adjutant war ebenso atemlos wie sein Pferd. Beide waren verwundet und mit Blut und Schmutz bedeckt.

„Das Regiment ist bereits abgerückt, Herr Hauptmann,“ sagte er hastig. „Machen Sie schnell, daß Sie zurückkommen, wenn Sie nicht abgechnitten werden wollen.“

Der Hauptmann fluchte.

„Weshalb hat man mir nicht früher Meldung geschickt? Jetzt haben wir den Salat!“

Aber der Adjutant war schon wieder verschwunden, und Zeit zu langem Aberglauben war nicht vorhanden. Die schweren Gewehre, die Wasserföhler, die Patronenlasten wurden aufgehoben, und dann ging es durch den Wald zurück, um zu unsern Fahrzeugen zu kommen. Es war keine leichte Arbeit, aber es gelang, und rasch wurden die Gewehre auf die Proben geladen, die Mannschaften saßen auf, die Verwundeten sprangen in den Sattel, und was die Gähle laufen konnten, ging es die holprige Landstraße hinab, die nach dem schützenden Dorfe führte.

Aber schon erhielten wir Flantenfeuer von französischer Infanterie, und die französischen Granaten freuten das ganze Gelände ab. Die Schrapnellkugeln flogen uns um die Ohren. Aber wir kamen glücklich durch.

Ich ritt neben dem Hauptmann.

„Ist die Gummikutze noch da?“ fragte er.

Ich wandte mich um und sah die Kutze als letztes Fahrzeug den Berg herunterschwanken.

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Das ist ein Glück. Hab' mein ganzes Gepäd drin.“ Ein gewaltiges Krachen unterbrach seine Worte. Eine Granate war in die Kolonne geflogen und geplagt; zwei Pferde und der Fahrer wälzten sich in ihrem Blute.

„Vorwärts! Marsch! Marsch!“ — Und in rasendem Galopp ging es den Berg hinunter.

Von zwei Seiten wurden wir nun beschossen; das Heulen der Granaten, das Pfeifen der Schrapnells erklang unaufhörlich; die französische Artillerie mußte uns entdeckt haben und nahm uns aufs Korn, und die Kerls schossen nicht schlecht, das merkten wir bald.



Beschäftigung verwundeter Soldaten mit Weihnachtsarbeiten in einem deutschen Lazarett in der Rheinprovinz.

Wolfgang Willner.

Die ihrer Genesung entgegengehenden Krieger beschäftigen sich jetzt besonders eifrig mit leichten Arbeiten die am Christabend unter den Weihnachtsbaum gelegt werden sollen.

Mehrere Pferde stürzten — einige Fahrzeuge brachen zusammen. Die Kompanie schien verloren. Da brach aus dem Dorfe unsere Infanterie zu neuem energischem Vorstoße heraus, aber als wir vollständig erschöpft am Eingang des Dorfes anlangten und hinter den bedeckten Häusern die Kompanie wieder sammelten und ordneten, waren wir jämmerlich zugerichtet.

Ein Drittel der Mannschaften und Pferde fehlte, mehrere Fahrzeuge waren zusammengeschossen. Der Hauptmann blutete aus einer Armwunde, mein braver Schimmel hatte einen Streifschuß am Schulterblatt erhalten, er zitterte an allen Gliedern und kniete fast zusammen.

Von unserer schönen Gummikutze war nichts mehr zu sehen.

Das Gefecht zog sich noch bis zum Abend hin. Die Franzosen wagten nicht, unsern Rückzug zu stören, sie wurden im Gegenteil wieder zurückgeworfen.

„Wo mag unsere Gummikutze geblieben sein?“ fragte der Hauptmann ärgerlich. „Ein großer Korb voll Rotwein war darin.“

Ich ging mit mehreren Leuten abends noch auf das Gefechtsfeld. Da fanden wir denn unsere schöne Kutze elend zusammengebrochen.

Eine Granate hatte sie zertrümmert und aus ihren Trümmern floß ein Strom von Rotwein, als sei es das Herzblut der armen Kutze. Der Fahrer hatte sich glücklicherweise auf dem einen Pferde retten können, das zweite lag verendet in seinem Geschirr vor dem zertrümmerten Wagen.

Das war das Ende unserer schönen Gummikutze aus Château Rimont



Aufstellungen unserer wackeren Feldgrauen in einer Erdhöhle im Schühengraben. W. Staemer.

Feindliche Flieger.

Eine Kriegsskizze von Julius H. Koch.

Das erste, was wir Kriegsfreudigen vom Kampfe sahen, war die Beschichtung feindlicher Flieger durch unsere Artillerie. Auf dem Wege zu unserem aktiven Regiment hatten wir einen langen und, da uns der Tornister zum ersten Male „feldmarschmäßig“ auf dem Rücken hing, mühseligen Marsch hinter uns.

Unfähig zu singen, zu sprechen und zur Unterhaltung unlustig, einzig und allein nur das folternde Klappen und Trappen unregelmäßiger Schritte in den Ohren, marschierten wir am Spätnachmittag an einem der vielen, durch die seit Wochen tobenden blutigen Kämpfe bekannten Schiffsfahrtskanäle entlang.

Da lief es von vorn durch die Reihen: „Ein feindlicher Flieger! Unsere Artillerie beschießt ihn!“ Wie weggeblasen war die Müdigkeit,

Artillerie, jedes neu auftauchende Wölkchen von uns beobachtet und beurteilt, bis das Flugzeug zum Punkt für unsere Augen wurde und verschwand. Das Schauspiel hatte uns mächtig aufgemuntert. Vergessen hatten selbst die Müdesten ihre Müdigkeit, und eifrig wurde das Erlebnis besprochen. So kamen wir, ohne es zu merken, eine gute Strecke Weges vorwärts. Bald darauf fesselte ein zweiter feindlicher Flieger unsere Aufmerksamkeit, so daß wir uns fast wunderten, als es hieß: „Ganze Abteilung — halt! Gewehr ab! Rührt euch!“ Und gleich darauf wurde bekanntgemacht: „Da vorn in dem Dorfe beziehen wir für die Nacht Ortsbirwat!“

Feindliche Flieger sahen wir von da an täglich, und immer wieder beobachteten wir mit Interesse, wie sich die kühnen Gefellen wieder



Vom Winterfeldzug im Osten: Deutsche Infanterie auf dem Marsch durch das zerstörte Grenzstädtchen Soldau. Leipz. Presse-Büro.

und alle Köpfe flogen in die Höhe, alle Augen suchten nach dem Flugzeug. Hell und klar spannte sich der Himmel über uns, aber von dem Flieger war nichts zu sehen. Nur eins fiel uns auf, ganz kleine weißgraue Wölkchen, die bewegungslos in der Luft hingen und — aber was war das? Aus dem Nichts bildete sich plötzlich über den andern ein neues Wölkchen, und aus ihm heraus zuckte es feurig auf. Kral! Jetzt ging uns ein Licht auf. Zerhringende Schrapnells bildeten die Wölkchen, Schrapnells, mit denen unsere Artillerie den Flieger beschoss.

„Links von dem obersten Wölkchen schwebt er!“ schrien dann mehrere zugleich, und da sahen wir ihn alle, den feindlichen Flieger. Nicht größer als eine Fliege, schien er uns eifrig bemüht, höhere Regionen zu gewinnen. Aber die Liebesgaben der Artillerie folgten ihm immer noch. „Ja! Schade! Etwas zu weit links!“ „Donner! Der hätte um ein Haar gefessen!“ So wurde jeder Schuß der

und wieder in das furchtbare Schrapnellfeuer hineinwagten. Wir merkten aber auch bald, daß es nicht gefahrlos ist, Zuschauer bei der Vertreibung von Fliegern durch Artillerie zu sein.

„Ein feindlicher Flieger! In der Scheune vor uns Deckung gegen Sicht nehmen! Marschmarsch!“ hieß es oft auf unseren Märschen hinter der Kampffront. „Alles in den Obsthof rechts der Straße, und daß sich kein Mensch untersteht, unter den Bäumen wegzugehen!“ „Rechts und links in die Straßengraben und still liegen geblieben!“ so lauteten die Befehle, wenn ein Flieger gemeldet war.

Einmal schwebt einer der bösen Riesenbögel gerade über unserer in den Straßengraben liegenden Kompagnie in etwa 800 Meter Höhe. Gespannt beobachteten wir die Explosionen der Schrapnells, die, zum größten Teil gut gezielt, in unmittelbarer Nähe des Luftfahrzeugs freipierten. Da prasselte es plötzlich auf uns herab; Schrapnell-



Don den Kämpfen an der Kanalküste: Bootskanone zum Abfeuern fertig, bedient von unsern blauen Jungen.

Illustrations-Photo-Verlag, Berlin.

lugeln und -splitter in so großer Zahl, daß wir Flieger Flieger sein ließen und uns schleunigst den Tornister über den Kopf zogen, um uns vor den Liebesgaben unserer eigenen Artillerie zu schützen. Blaue Flecken hat es trotzdem noch genug abgefeht.

Blieb uns dieser Zwischenfall in ziemlich unangenehmer Erinnerung, so bewahren wir das Auftauchen eines feindlichen Fliegers bei anderer Gelegenheit in bedeutend besserem Andenken. Unsere Kompanie lag in Reserve. In einem großen Bauernhaus hatten wir es uns bequem gemacht. Es war ganz gut zum Aushalten. Nur Hunger hatten wir, denn die Hühner des Hofes hatten wir längst geschlachtet, und die Feldküche konnte sich tagelang nicht heranwagen wegen der feindlichen Flieger, die eine fabelhafte Tätigkeit entfaltet und von denen immer einer über uns schwebte. Da mußte die Feldküche hinten bleiben, weil sie sonst unsere Stellung verraten und uns dies unfehlbar ein tolles Granat- und Schrapnellfeuer eingetragen hätte. Eines Mittags ertönte plötzlich verheißungsvoll:

„Zum Empfang von warmem Essen zugeweihe antreten!“ Hei, wie da die Kochgeschirre abgeschnallt wurden. Im Nu standen die drei Züge fertig da. Die „Kohldampfabwehrkanone“ — so hat prächtiger Soldatenwitz die Feldküche unter humorvoller Berücksichtigung ihrer äußeren Gestalt sowie ihres Zweckes und ihrer Tätigkeit, den Kohldampf, wie der Hunger im militärischen Leben heißt, abzuwehren, genannt — war hinter dem Kuhstall in Deckung aufgefahren. In den Hof hinein konnte sie leider nicht gelangen, denn das große Einfahrtstor des

Hofes lag unter starkem Strichfeuer. Der erste Zug war auch beim Antreten der erste gewesen. So durfte er denn mit dem Essenholen beginnen. Mann für Mann trat hinaus, empfing den Dedel voll Essen und verschwand schleunigst wieder in irgendeine Ecke des Hofes. Der erste Zug war schnell abgefertigt. Der zweite begann.

Krrrr! tönte es da plötzlich ganz fern und noch fern an das Ohr des Postens.

„Ein Flieger!“ schrie der Oberleutnant, der die Abfütterung zu leiten hatte. „Alles rein in den Stall! Deckung gegen Sicht genommen!“

Ein wirres Rufen und Springen entstand nun plötzlich unter der Feldküchenmannschaft.

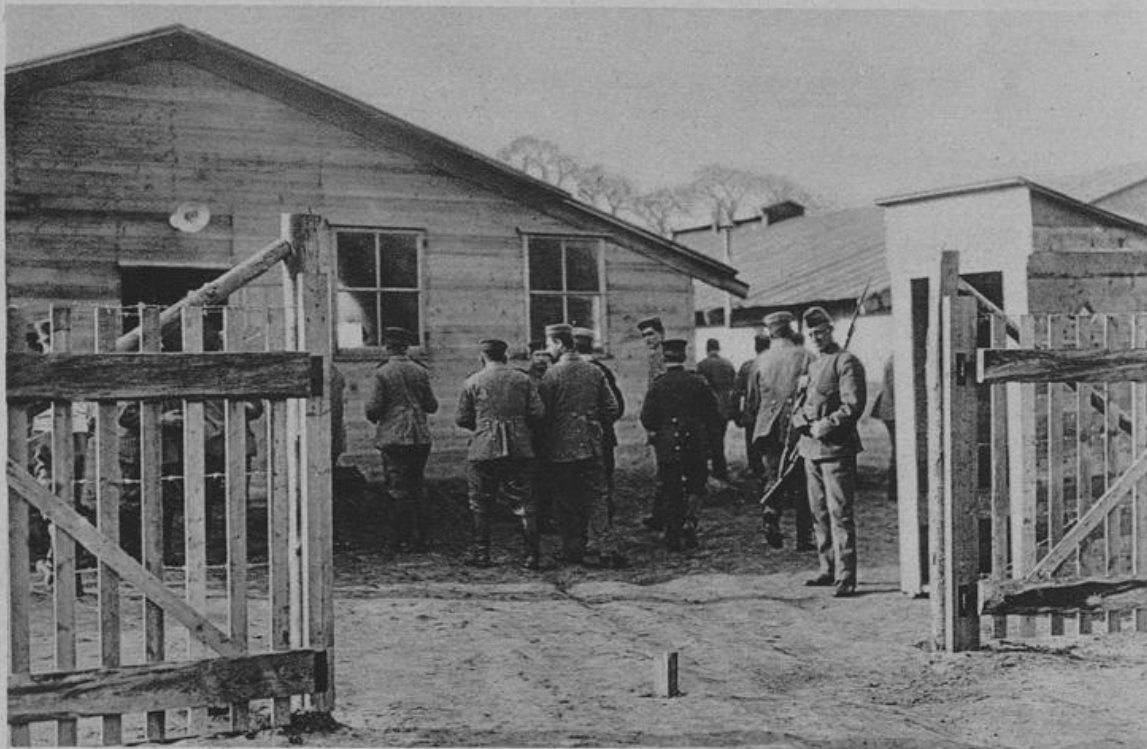
Bumms! wurde der große Dedel des Essenspenders zugeschlagen. Wie der Blitz saß alles auf, und pfeilschnell jagte die Kohldampfabwehrkanone davon und nahm unter einer Baumgruppe Deckung.

Da standen sie nun, die armen Kerls vom dritten und zweiten Zuge, den Kochgeschirrbedel in der rechten, den Löffel in der linken Hand, sandten wehmütige, verlangende Blicke zu der nahen und doch so fernem Feldküche, ballten wütend die Fäuste, wenn sie nach dem schnell auftauchenden Flieger hinaussahen und gaben sich vergebliche Mühe, in das laute Gelächter der umherstehenden Kameraden vom ersten Zug einzustimmen.

Über eine halbe Stunde dauerte es, bis der Flieger verschwand, und ebensolange währte es noch, bis sich die Feldküche zum zweitenmal an uns heranwagte. Da kam dann auch der Rest der Kompanie schnell zu seinem Recht, und dann lachte alles gleichermaßen herzlich über diesen Schabernack der ver. . . feindlichen Flieger.



Der neue Generalgouverneur von Belgien, General Frhr. v. Bissung. wurde am 30. Januar 1844 in Bellmannsdorf geboren. Seit Ausbruch des jetzigen Krieges war er stellvertretender Kommandant General des VII. Armeekorps in Münster, von wo er jetzt als Generalgouverneur Belgiens nach Brüssel ging.



Deutsche Soldaten im holländischen Internierungslager von Bergen. Rechts ein holländischer Wachtposten mit ausgepflanztem Seitengewehr.
Nach einer photographischen Originalaufnahme der Photo-Union von Paul Kanun.